

Roland Hebesberger

ABZWEIGUNGEN

Cornell Rohde

© 2019 Roland Hebesberger
Autor: Roland Hebesberger
Umschlaggestaltung, Illustration: KWER
Lektorat, Korrektorat: Marieke Kühne

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH
ISBN:978-3-99093-666-5(Paperback)
ISBN:978-3-99093-667-2(Hardcover)
ISBN:978-3-99093-668-9 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

PROLOG

Es knarrte und quietschte, als ich die Tür zu dem dunklen Raum öffnete. Eine widerwärtige Ansammlung von Gerüchen kam mir entgegen. Mein Mageninhalt wollte nach oben, doch mein Körper wehrte sich mit aller Kraft. Es roch nach Tod, Erbrochenem und Blut. Meine Beine waren schwer wie Beton, ich versuchte, sie zu heben und in den Raum einzutreten. Viel Kraft hatte ich nicht mehr, so fiel mir die Tür sofort aus den Händen und knallte ins Schloss. Mit letzter Kraft hob ich Bein für Bein, um in dem dreckigen Badezimmer ans Waschbecken zu kommen. Im Spiegel vor mir konnte ich vor lauter Dreck kaum etwas sehen. Eine gebrochene Nase prangte in meinem Gesicht, nun wirkte sie noch breiter als sonst. Meine kurzen dunkelbraunen Haare waren fettig und verreckt, ich trug einen Dreitagebart. Meine Ohren waren mit Blut verklebt, das aus einer klaffenden Wunde an meiner Stirn trat. Meine Lippen waren trocken und aufgerissen. Ich wirkte kleiner, schmaler als sonst. Was war aus dem stolzen Vertreter des Gesetzes geworden? Ich stöhnte leise, als ich mein zerrissenes T-Shirt hochzog und neben den alten Narben neue Wunden und Blutergüsse an meinem muskulösen Oberkörper sah.

„Cornell, was machst du nur mit dir“, flüsterte ich meinem Spiegelbild zu.

Meine Stimme war kratzig und belegt. Ich versuchte, den Wasserhahn zum Laufen zu bekommen, doch der Verschluss klemmte. Nach ein paar Sekunden drehte sich der Knauf und rostig braunes Wasser schoss in das Becken. Es war mir egal, ob ich von dieser Brühe eine Entzündung bekommen würde. Mit mühevollen Bewegungen versuchte ich, meine Wunden zu reinigen. Ich griff mir vorsichtig an die Nase, der Bruch wirkte gerade. Wenigstens würde ich nicht mit einem schiefen Zinken im Gesicht herumlaufen müssen. Ein staubiges Handtuch lag neben dem Waschbecken – ich nutzte es, um die Blutung an der Stirn zu stoppen.

Fünfunddreißig Jahre hatte ich nun hinter mir. Es waren keine einfachen gewesen, aber wer hat schon ein leichtes Leben. Ich hatte immer versucht, mich korrekt zu verhalten, immer auf dem rechten Weg des Lebens zu bleiben. Und doch hatte es zwei ganz entscheidende Momente in meinem Leben gegeben, bei denen ich mir nicht sicher war, ob ich mich richtig entschieden hatte. War ich einem moralischen Kompass gefolgt, dem ich von Anfang an nicht gerecht werden konnte? Wenn ich damals gewusst hätte, was meine Entscheidung auslösen würde, hätte ich mich anders entschieden.

„Was soll ich nur machen?“ fragte ich mich selbst.

Meine leeren, hellgrünen Augen gaben mir keine Antwort. Es brannte, als ich meine Wunden mit dem Wasser abtupfte. Doch es half, sie hörten auf zu bluten. Als ich mich anstarrte und mir mein Leben in Kurzfassung durch die Synapsen schoss, wurde mir eines klar: alles und jeder hatte mich verlassen oder verraten. Das Leben ist kein Ponyhof, sagt man. Man kann alles richtig machen, immer die menschliche Entscheidung treffen, auf andere achten und das Gesetz befolgen, es sogar schützen, und am Ende steht man allein da – keine Familie, keine Freunde, keine Ratgeber. Auch wenn die ersten zwei Abzweigungen in meinem Leben falsch gewählt waren, die Entscheidung, die ich nun treffen musste, übertraf alles. Ich wusste nicht, was moralisch der korrekte Weg war. Immer hatte ich bei wichtigen Entscheidungen daran gedacht, was das Beste für alle wäre. Würde ich in der Lage sein, diesen Charakterzug abzulegen?

Ich drehte den Wasserhahn ab. Es dauerte lange, bis die widerliche Brühe nicht mehr in das Becken tropfte. Ich wusste, dass es nun soweit war. Ich musste rausgehen, um meine Entscheidung zu verkünden. Noch einmal blickte ich mich im Spiegel an. Ich sah nun etwas mehr Entschlossenheit in meinen Augen.

„Cornell Pavel Rohde, du schaffst das.“

Es war das erste Mal, dass ich meinen vollen Namen laut aussprach. Als die Worte meinen Mund verließen, leuchteten meine Augen auf, meine Gesichtsmuskeln zuckten, es wirkte, als ginge ich

in Flammen auf. Als wäre ich unter Hypnose gestanden und das wäre das Codewort gewesen, um endlich aufzuwachen. Es war mir nun klar, was ich zu tun hatte. Die Erkenntnis war einfach, der Weg dorthin würde es nicht sein. Heute ging es nicht darum, das Richtige für die Allgemeinheit zu tun, heute ging es nur um mich. Und wenn meine Entscheidung mein Leben kosten würde, dann wollte ich, dass sie tief aus dem Herzen kam.

„Hör auf dein Bauchgefühl“, flüsterte ich mir selbst noch mal zu. Ich griff an mein rechtes Ohr und rieb es sauber. Ich betrachtete meine Hand und hielt sie in die letzten Wassertropfen, die der undichte Hahn abgab. Danach wandte ich den Blick von meinem Spiegelbild ab. Die Beine bewegten sich noch immer schwer, doch sie trugen mich Richtung Tür. Gleich würde ich meine Entscheidung bekanntgeben – meine Abzweigung in das Leben oder den Tod. Ich drückte die Türschnalle runter. Es folgte der wichtigste Augenblick meines bisherigen Lebens.

KAPITEL 1

Es war ein lauer Donnerstagabend, das Wetter war frühlingshaft. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, denn dieser hatte mein Leben verändert. Ich war dreißig Jahre alt, hatte die Polizeischule in München abgeschlossen und arbeitete mit meinem Partner Herbert Strauter als Streifenpolizist. Es war damals elf Jahre her, dass meine Mutter an Krebs gestorben war und ich den Weg meines Vaters gegangen war, der als wahrer Held bei der Münchner Polizei galt. Mein Vater war stolz darauf, dass ich schon in jungen Jahren den Verlust wegstecken konnte und meinen Weg ging. Doch dies sollte sich bald ändern.

„Magst du auch was?“, fragte mich Herbert, als er bei einem Fast-Food-Lokal im Drive-in stand und sich schon wieder einen fettigen Burger mit Fritten bestellte. Er war siebenundvierzig Jahre alt, hatte einen stolzen Bauch, schütteres graues Haar und wirkte recht unsympathisch. Mein Vater sagte immer, dass jede Polizeistation seinen Trottel hat. Natürlich erwischte ich genau diesen als Partner.

„Nein, danke. Ich esse heute Abend noch bei meinem Vater“, antwortete ich höflich.

„Na, dann halt nicht“, knurrte Herbert und beendete seine Bestellung. Danach fuhren wir zum nächsten Kontrollpunkt, er parkte das Auto am Rand und begann zu essen. Er schmatzte dabei ekelhaft, aber schien sein Menü zu genießen.

„Du musst das ganze etwas lockerer sehen. Ich bin schon viel länger im Geschäft als du. Man darf sich auch mal was gönnen“, meinte er zu mir, als er meinen kritischen Blick bemerkte.

„Jeden Tag Fast Food ist ‚mal etwas gönnen‘?“

Meine provokante Art hatte ihm noch nie gefallen. „Junge. Nur weil dein Vater der Superbulle ist, brauchst du nicht glauben, dass du mich anreden kannst, als wäre ich irgend so ein blöder Fettsack.“

Auch ich habe gute Arbeit geleistet.“ Das sahen zwar viele Kollegen anders, aber er war immerhin jedes Jahr der Beste am Schießstand.

„Tut mir leid, dass ich nicht mit fünfzig an Verfettung sterben will, Herbert. Ich finde es nicht schlimm, dass ich jeden Abend mit meinem Vater was Vernünftiges esse und danach Sport treibe.“

„Auch ich mache Sport“, beteuerte er, woraufhin er sich fünf Fritten in den Mund stopfte und ihm dabei Ketchup über die Lippen tropfte.

„Schießen als Sport zu betrachten ...“

„Hör mal zu, du Pavianarsch!“, brüllte er so laut, dass man das Radio nicht mehr hörte. „Schießen ist sogar eine olympische Disziplin und das kann dir in unseren Job das Leben retten. Hoffentlich kommt es nicht dazu. Aber es ist nun mal eine Leidenschaft von mir.“ Er zeigte auf den Rücksitz, wo eine Tasche lag. Dort hatte er seine Pistolen und Jagdgewehre verstaut, mit denen er täglich zu einem Waffenclub ging.

„Wie bist du eigentlich zu all diese Knarren gekommen?“

Jetzt war ich wohl zu neugierig geworden. „Das geht dich einen Scheißdreck an!“ Er schrie mich so laut an, dass mir Fetttropfen ins Gesicht flogen.

„Schon gut, schon gut“, beruhigte ich ihn, „wir haben noch eine halbe Stunde Dienst. Iss bitte in Ruhe und dann bringen wir diesen Tag hinter uns.“

Herbert schmatzte nach kurzem Zögern weiter.

Auf meinem Handy war bereits eine Nachricht von meinem Vater eingelangt, dass sein Dienst zu Ende war und er uns was kochen würde. Das war eine Tradition von uns. Jeden Abend aßen wir gemütlich zusammen, erzählten uns, wie der Tag verlaufen war und sahen uns die Nachrichten an. Danach lief ich gut fünfzehn Kilometer zu mir nach Hause. Dann genoss ich den Abend im Bett bei einer

guten Serie. Doch an diesem Abend würde etwas dazwischenkommen.

„Vandalismus am Bahnhofsgelände“, meldete plötzlich der Funk im Polizeiauto.

„Hier Wagen 47. Wir sind in drei Minuten dort“, gab Herbert bekannt, schluckte den Burger hastig runter und startete den Wagen. „Diese dummen Gören heutzutage. Die schmieren auch bei mir daheim alles voll. Diese Hurensöhne erwische ich jetzt.“ Voller Elan trat er aufs Gas und raste mit tönender Sirene gen Bahnhof.

Ich schrieb währenddessen an meinen Vater, dass wir noch einen Einsatz hatten und es später werden könnte. Ich hatte keine Ahnung, was auf mich zukommen würde.

„Willst du sie mit der Sirene verschrecken?“, fragte ich kurz vor dem Bahnhof. Das Ketchup-Gesicht warf mir zwar böse Blicke zu, doch dann schaltete Herbert die Sirene aus und fuhr langsam an den Tatort heran. Wir stiegen aus und versuchten, im Schutz der Dämmerung unbemerkt hinunter auf die Gleise zu kommen, wo gerade mehrere Jugendliche die Wände beschmierten. Zwar störte mich das persönlich nicht sonderlich, aber ich musste mich ans Gesetz halten und sie zumindest vertreiben.

„Ich will wenigstens einen schnappen. Lass diese Missgeburten ja nicht entkommen“, meckerte Herbert.

Ich seufzte und wusste, dass ich nachlaufen musste, wenn die jungen Sprayer vor uns wegliefen, damit unser Superbulle einen ruhigen Abend am Schießstand haben konnte.

„Stehen bleiben, Polizei!“, schrie ich, als wir in der Nähe der Jugendlichen waren.

Die Kids schreckten auf und liefen davon, nur einer nicht. Es sah nicht älter als dreizehn Jahre aus. Sein Blick war verschreckt, als hätte er einen Geist gesehen. Seine Freunde tauchten hinter ihm in

die Dunkelheit ab. Es war wohl sein erstes Mal und er wusste nicht, wie er reagieren sollte.

Plötzlich zückte Herbert seine Pistole und zielte auf den Kleinen.

„Hey, was soll das?“, fragte ich entsetzt.

„Junge, bewege dich nicht! Sonst schieße ich!“, drohte Herbert.

Der Sprayer zitterte und stand regungslos vor uns.

„Ganz ruhig, Junge“, redete ich mit beschwichtigender Geste auf ihn ein. „Ich werde jetzt zu dir kommen und dir Handschellen anlegen. Dann werden wir dich mit aufs Revier nehmen. Wir wollen dir nur ein paar Fragen stellen.“

Der Junge öffnete seine Hand und ein metallischer Gegenstand rollte auf den Boden. In diesem Moment drang ein Schuss durch die Stille. Ich sah Herberts erhobene Knarre im Augenwinkel und hörte ihn keuchen. Entsetzt sah ich zu, wie sich ein roter Fleck auf dem grauen Kapuzenpulli des Jungen ausbreitete. Er versuchte, Luft zu holen, doch es klang wie bei einem Kettenraucher. Die Kugel musste seine Lunge erwischt haben. Es dauerte nur ein paar Sekunden – mir kam es wie eine Ewigkeit vor –, dann fiel er wie ein Sack Reis zu Boden und rührte sich nicht mehr.

„Was zum Teufel ...?!“, schrie ich und wandte mich zu Herbert, der farblos wie ein Geist neben mir stand und noch immer die Pistole in der Hand hielt.

„Er ... er war bewaffnet“, stotterte mein Partner.

Ich legte vorsichtig meine Hand auf die Pistole und er senkte sie. Dann ging ich zu dem Jungen, kniete mich nieder und fühlte seinen Puls.

„Ist er ...“, fragte Herbert mit zittriger Stimme.

„Ja“, seufzte ich und senkte den Kopf.

„Er hatte eine Waffe, eine Bombe oder sowas, ich schwöre!“ Herbert wurde immer nervöser.

Ich sah auf das, was der Junge fallen gelassen hatte – es war eine Spraydose. Ich hob sie auf und zeigte sie meinem Partner, der langsam realisierte, dass er einen harmlosen Jungen erschossen hatte.

„Warte hier. Ich weiß, wie wir hier rauskommen“, meinte Herbert und lief zum Auto. Wie paralysiert kniete ich neben dem Jungen und starrte seine leeren, aufgerissenen Augen an. Was für ein sinnloser Tod.

Herbert kam keuchend wieder zurück und hatte plötzlich eine zweite Pistole in der Hand.

„Was hast du vor?“, wollte ich wissen, doch Herbert stieß mich weg.

Erst jetzt erkannte ich, dass er Handschuhe anhatte. Er drückte die Kanone in die toten Hände des Jungen und zielte dorthin, wo beide vorhin noch gestanden hatten. Er drückte ab.

„Hast du jetzt komplett den Verstand verloren?!“, brüllte ich.

Doch Herbert sah sich nur um. Der Hauptbahnhof war weit genug entfernt, die Züge fuhren gerade, also würde man die Schüsse dort nicht hören. Die Jungs hatten eine ruhige Stelle ausgesucht, also gab es auch keine Zeugen. Nun legte er die Pistole neben den Jungen und wandte sich zu mir.

„Hör zu“, seine Stimme klang bedrohlich. „Der Junge hatte eine Waffe. Er hat sie auf uns gefeuert, uns aber nicht getroffen. Also habe ich das Feuer erwidert und den Jungen getötet. So kommen wir beide da raus.“

Ich konnte nicht fassen, was er gesagt hatte. „Was für eine Waffe ist das?“ wollte ich wissen.

Sein Blick wurde immer entschlossener und wütender. „Sie ist nicht registriert und jetzt hör auf, Fragen zu stellen! Ansonsten hat der Junge vielleicht doch meinen Kollegen getroffen.“

Nun drohte er mir auch noch, ich konnte es nicht fassen. „Du hast ihn erschossen, nicht ich“, stellte ich klar.

„Nur weil dein Daddy der Hero ist, kann er trotzdem einen misslungenen Bastard haben, der sich von einem Dreizehnjährigen erschießen lässt. Oder ich drehe es so, dass du ihn erschossen hast. Ich gehe die Sache jetzt melden. Du bleibst hier.“

Ich war zu geschockt, um irgendetwas zu tun. Herbert schien einen kühlen Kopf zu bewahren. Er wusste genau, was er tat. Er machte die Meldung, etwas später kamen die Kollegen. Sie nahmen seinen Bericht auf. Er sagte ihnen, dass ich unter Schock stand und deshalb keine Aussage machen konnte. Keiner schöpfte auf irgendeine Art und Weise Verdacht.

Der Abend verlief so, als würde ich mein eigenes Leben als Film betrachten. Mein Vater holte mich ab und erzählte mir, dass der erste Todesfall im Dienst immer etwas Schlimmes ist. Ich konnte an diesem Abend weder essen noch laufen noch bekam ich in der Nacht ein Auge zu. Am nächsten Tag wurden wir von einem Psychologen betreut und in den Innendienst verschoben, bis die interne Untersuchung abgeschlossen war. So saß ich die darauffolgenden Tage am Schreibtisch, tippte Protokolle ein, nahm Anzeigen an und erledigte den ganzen langweiligen Mist wie auf Autopilot. Währenddessen quälte mich mein Gewissen. Der Junge hatte Familie, die würde sich nun fragen, woher er die Waffe gehabt hatte und warum er geschossen hatte. Warum steckte das Herbert alles so locker weg? Klar, er war ein pervernes, arrogantes, waffennährisches Schwein, doch dass er so eiskalt war, hätte ich nie von ihm gedacht. Was sollte ich nun tun? Die Story stand fest, die Ermittlungen liefen und der Junge war tot. Wenn ich jetzt die Wahrheit sagen würde, wäre ich ein Mittäter. Eines musste ich Herbert lassen, er hatte schnell geschaltet und alles geschickt eingefädelt.

Einige Wochen wirkte es so, als sei die Sache mit dem Jungen erledigt. In dieser Zeit konnte ich schlecht schlafen und auch das Verhältnis zu meinem Vater war angekratzt, da er merkte, dass etwas nicht passte und ich ihm nicht die Wahrheit sagen konnte.

Im Mai wurde die Situation gefährlich.

„Die Schmauchspuren passen nicht zusammen“, erklärte uns der Spezialist der Gerichtsmedizin.

Sie hatten herausgefunden, dass die Waffe des Jungen nach dem tödlichen Schuss abgefeuert worden war. Ich wurde nervös, doch Herbert blieb ruhig, sprach mit den Kollegen und überzeugte sie, dass dies ein Irrtum sein musste. Sie versprachen, es nochmals zu überprüfen.

„Wir fliegen auf“, flüsterte ich Herbert zu, als wir uns an diesem Abend auf ein Bier in einem Pub trafen. „Die Untersuchungsergebnisse werden sich nicht ändern. Wir müssen alles gestehen.“

Das hörte Herbert gar nicht gern. „Hör mal zu, Pavianarsch.“ Er war charmant wie immer. „Ich habe dir gesagt, dass ich das regeln werde. Du musst nur schön deine Klappen halten.“

„Aber wie willst du das regeln? Die bohren ganz schön tief.“

„Ja, aber ich bin schon lange dabei, ich habe meine Kontakte und ich werde das regeln. Du Arsch musst einfach nur dein verfucktes Maul halten. Hol dir eine Nutte oder sonst was und reagier dich ab. Notfalls lauf eine Runde durch die Stadt, wenn das hilft. Aber lass mich das regeln und wir beide können ganz normal weiterleben.“ Herbert wirkte so, als hätte er das Ganze schon mehrmals durchgemacht. Doch ich kannte seine Akte.

„Ein Junge ist tot, Herbert!“ Es störte mich, dass er nur an sich dachte und nicht an die Tatsache, dass er grundlos ein junges Menschenleben ausgelöscht hatte.

„Und er wird nicht mehr lebendig werden, wenn wir in den Knast kommen.“

Herbert davon zu überzeugen, dass wir die Wahrheit sagen sollten, brachte an den Abend nichts mehr. Der Alkohol, denn ich sonst nur zu Anlässen wie Geburtstagen oder Silvester trank, sorgte dafür, dass ich endlich wieder durchschlafen konnte. Doch die Träume waren düster und mein Gewissen meldete sich immer häufiger. Meine Nervosität stieg, das entging auch Herbert nicht. Mein Vater ließ mir keine Ruhe, er fragte jeden Tag nach, es schien so, als wüsste er, was passiert war, wollte es aber von mir hören. Es wurde zu viel – der Schlafmangel, die Schuld, die Angst –, als Polizist konnte ich so nicht mehr weiterarbeiten. Ich entschloss mich, die Wahrheit zu sagen.

Also beichtete ich alles. Ich machte eine Zeugenaussage und ließ kein Detail aus. Auch meine Schuld stand ich sofort ein und versicherte, dass ich alle Konsequenzen dafür tragen würde. Herbert war mir allerdings einen Schritt voraus gewesen. Die Kollegen erzählten mir nach meiner Aussage, dass Herbert am Abend zuvor ebenfalls eine Aussage gemacht hatte.

„Cornell, hör mir zu“, sagte ein Kollege, mit dem ich immer gut ausgekommen war. „Ich sag dir das im Vertrauen, weil wir uns schon so lange kennen: Herbert war bereits gestern bei uns und hat erzählt, was passiert ist. Der Junge hatte eine Pistole und hat euch bedroht. Er hat euch gezwungen, die Waffen wegzulegen. Du hastest noch nicht Herberts Erfahrung und hast sie weggeworfen, Herbert hat sie nur auf den Boden fallen lassen. Als der Junge euch dann abknallen wollte, hast du schnell genug reagiert, die Waffe aufgehoben und ihn mit der Dienstwaffe von Herbert erschossen. Da der Junge aber noch nicht abgedrückt hat und es somit keine Notwehr nach dem Dienstgesetz war, hast du danach die Waffe des Jungen abgedrückt. Herbert hat gestanden, dass er dich nur decken wollte, da du sein Leben gerettet hast. Dass du es nun ihm in die Schuhe schieben willst, ist echt unterste Schublade.“

Ich konnte nicht fassen, was ich da hörte. Ich schwor, dass ich die Wahrheit sagte. Doch Herbert war hier kein Unbekannter. Zwar war er nicht der beliebteste Bulle in München, aber ich wusste, dass er

Kollegen oft aus der Scheiße half, in der Arbeit wie privat. Und das schien mir in diesem Moment zum Verhängnis zu werden.

Da Aussage gegen Aussage stand, kam es nach einigen Tagen zu einer Anhörung, bei der Herberts und meine Geschichte gegenübergestellt wurden. Die Behörde für Inneres gab danach ihre Entscheidung bekannt. Nach den Untersuchungsergebnissen und beiden Geschichten kamen sie zu der Entscheidung, dass Herberts Version korrekt war. Er wurde dauerhaft in den Innendienst gesteckt und ich verlor meinen Job. Alle mussten eine Verschwiegenheitserklärung unterschreiben, um den Ruf der Münchner Polizei nicht zu schädigen. So kam es zwar nicht zu einem Strafverfahren, sondern nur zu einer Entlassung, dafür durfte ich niemals irgendjemanden von der Geschichte erzählen.

Am Tag der Anhörung kam ich wie immer zu meinem Vater nach Hause. Hans-Peter Rohde, mein Vater, der Superbulle, der Held von München, der eine Geiselnahme ohne Verluste beenden konnte, stand als gebrochener und enttäuschter Vater vor mir.

„Du hast diesen Jungen getötet?“, fragte er schockiert.

„Nein, Papa, Herbert hat ihn erschossen.“

„Das soll ich dir glauben? Zuerst lügst du mich vier Monate lang jeden Tag an, mitten ins Gesicht, dann bricht Herbert sein Schweigen und du willst es ihm in die Schuhe schieben?“ Er wurde immer wütender.

„Aber Papa, so war es nicht ...“

Er ließ mich nicht ausreden. „Ich wusste von Anfang an, dass an dieser Geschichte was faul war. Deshalb hab ich nicht lockergelassen. Ich war mir sicher, dass Herbert Scheiße gebaut hat. Aber mein eigenes Fleisch und Blut ... weißt du, was das für mich bedeutet?!“ So laut hatte er mich noch nie angeschrien. „Die haben sogar eure Geschichte geglaubt. Hätte ich nicht nachgehakt ...“

„Du hast WAS, Papa?“ Ich konnte es nicht fassen.

„Ich habe ihnen gesagt, dass mein Junge nie zulassen würde, dass ein kleiner Sprayer auf sie schießt. Ich drängte sie, tiefer zu graben. Und du hast ja auch das Richtige gemacht. Du hast deinen Kollegen beschützt. Doch anstatt dazu zu stehen und die Konsequenzen zu ziehen, wie ein richtiger Mann, willst du plötzlich alles einem anderen Kerl aufladen, damit du fein rauskommst. So habe ich dich nicht erzogen!“ Er wurde rot und seine Atmung beschleunigte sich.

„Warum glaubst du mir nicht, Vater? Ich sage die Wahrheit!“

„Die Wahrheit? Die Wahrheit?!“ Nun konnte ihn bestimmt die gesamte Nachbarschaft hören. „Du hast mich angelogen! Seit vier Monaten lügst du mich Tag für Tag an! Deine Mutter würde sich schämen! Geh mir aus den Augen, du bist nicht mehr mein Sohn!“

Ich wollte ihn noch beruhigen, doch ich hatte keine Chance. Also tat ich das, was er sagte. Ich schlich mit gesenktem Kopf nach Hause, den Blick auf die Straße gerichtet. Da sowieso schon alles egal war, kaufte ich mir auf dem Weg ein Fast-Food-Menü und ein Sixpack.

Im Fernseher lief irgendeine Reality Soap. Auf dem Wohnzimmertisch lagen offene Burgerschachteln, ein paar einzelne Pommes und vier leere Bierdosen. Mit leerem Blick saß ich da, starrte in die Glotze und registrierte nichts davon. Mir war übel vom fettigen Essen, der Alkohol dämpfte meine Sinne, schlafen konnte ich trotzdem nicht. Doch es war egal, ich musste am nächsten Morgen nicht aufstehen. Plötzlich vibrierte mein Handy. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich es bemerkte. Dann griff ich danach. Es leuchtete eine Nummer auf, die ich nicht kannte. Ich hob ab.

„Hallo?“, sagte ich mit schwerer Zunge.

„Spreche ich mit Cornell Rohde?“, fragte mich eine tiefe, ältere Männerstimme.

„Ja, das bin ich.“

„Ist Hans-Peter Rohde Ihr Vater?“

Ich bejahte es und wollte wissen, wer da sprach. Es war das Krankenhaus München und den nächsten Satz werde ich nie in meinem Leben vergessen:

„Es tut mir leid, Ihnen das mitteilen zu müssen. Aber Ihr Vater ist heute Nacht an einem Herzinfarkt gestorben. Mein aufrichtiges Beileid.“

KAPITEL 2

Die Sonne blendete mich. Es war ein schöner Spätsommertag in der Innenstadt von Salzburg. Ich saß auf einem Stuhl in einer Gasse und genoss eine Tasse Kaffee. Mir gegenüber stand das schönste weibliche Wesen, das ich jemals in meinem Leben gesehen hatte. Sie hatte hellblaue strahlende Augen und ein Lächeln, das Kriege auslösen könnte. Ihre langen dunkelbraunen Haare verschwanden hinter ihren makellosen Schultern. Bei dieser glatten Haut würde sogar ein Baby neidisch werden. Ihre liebliche Nase und die kleinen Ohren rundeten dieses Engelsgesicht ab. Wenn sie sprach und ihre sanfte Stimme erklang, bewegte sich die Welt nicht mehr so schnell wie sonst. Die großen, vollen Lippen sorgten dafür, dass ich sie jede Sekunde meines Lebens küssen wollte. Sie war eher klein und ihre schlanke, aber kurvenreiche Figur sorgte dafür, dass ich in ihrem Anblick versank und mich ihrem Charme nicht mehr entziehen konnte. Ihr Name war Mia Tammler. Vor ein paar Tagen hatte ich sie kennengelernt, als sie begonnen hatte, in der Bank zu arbeiten. Dieser Moment, als ich sie das erste Mal gesehen hatte, hatte sich in mein Gehirn eingebrannt. Mein Herz stoppte, ich konnte nicht atmen und ihre Aura warf mich fast um. Auch sie schien beim ersten Blickkontakt gewisse Sympathien zu haben, obwohl ich mich fragte, ob diese freundliche Ausstrahlung nicht zum Job einer Bankangestellten gehörte. Doch sie sprach mit mir, obwohl ich nur der Sicherheitsmann war. Aus meiner Sicht sprühten die Funken, bei ihr dürfte es ähnlich gewesen sein. War es doch sie, die mich fragte, ob wir zwei auf einen Kaffee gehen könnten. Und so saß ich nun da, an einem perfekten Tag, mit der perfekten Frau, bei einem perfekten Kaffee. Doch meine gute Stimmung, die schon Ewigkeiten nicht mehr verspürt hatte, war schnell verschwunden, als Mia neugierig wurde.

„Du siehst aus, als hättest du viel zu erzählen“, sagte sie und musterte mich. „Du kannst mir vertrauen“, fügte sie hinzu, als sie meinen skeptischen Blick sah.

Dieser Satz riss alte Wunden auf. Ich hatte den Ärzten in meiner Kindheit vertraut, die mir gesagt hatten, dass meine Mutter wieder gesund werden würde. Meinem Partner hatte ich vertraut, der mich dann verraten hatte. Selbst mein Vater, meine einzige Bezugsperson in meinen Leben, hatte mir am Ende nicht mehr geglaubt. Warum sollte ich noch irgendjemandem vertrauen?

Ich wollte in diesem Moment eigentlich auf stur schalten und sie abweisen, aber irgendwas in ihrer Stimme, an ihrer Art, an ihrer Ausstrahlung sorgte dafür, dass ich mich nicht verschließen konnte.

„Was willst du denn wissen?“, fragte ich in der Hoffnung, dass sie nur an ein paar unwichtigen Fakten interessiert war.

„Einfach alles, von Anfang an!“

Meine Hoffnung war damit Geschichte. Ich lächelte verlegen und versuchte mich rauszuwinden. „Das wird aber eine sehr lange Geschichte.“

Sie lächelte mich nur an, nahm einen Schluck von ihrem Latte Macchiato und strahlte weiter mit der Sonne um die Wette. „Der Tag ist jung, ich habe den ganzen Tag Zeit und ich würde deine Geschichte gerne hören.“

Sie zeigte wirklich Interesse an mir, das hatte in meinem ganzen Leben noch keine Frau getan. Ich hatte Beziehungen gehabt, sogar gute, aber dass ich so etwas für eine Frau fühlen konnte, das hatte ich nicht geahnt. Und dabei kannte ich sie noch gar nicht richtig.

„Wo soll ich anfangen.“ Ich hoffte, dass Phrasen mich noch irgendwie retten konnten.

„Deine Mutter! Wie ist deine Mutter?“, fragte sie und mein Gesicht schien wohl in diesen Moment zu versteinern, da ihre Augen sich weiteten.

„Tut mir leid, schlechter Start?“, fragte sie mit dieser absolut unglaublichen Stimme, dass ich ihr einfach nicht böse sein konnte.